

# **Mit Freunden in der Schenke**

**Wenn keiner mehr sein will, als er ist**

Christian H. Dorn

Es fühlt sich an als stehen wir ganz am Anfang. Etwas hat gerade erst begonnen, obwohl es sich anfühlt, als wäre es schon immer hier gewesen. Als säßen wir seit Jahrhunderten beisammen – mit unseren verschiedenen Körpern, Stimmen, Sprachen. Und doch in derselben Stille. Als ob die Zeit nie eine Rolle gespielt hätte. Ich sehe uns dort sitzen: John in seinem feinen Zwirn, leise, englisch, melancholisch. Hafis mit seinem wilden Herzen und einem Lächeln, das die Welt umarmen kann. Kabir, dessen Worte noch nachhallen, obwohl ich ihn kaum kenne. Es braucht keine Erklärung, warum wir hier sind – nur ein Einverständnis mit dem, was uns ruft. Und irgendwo in diesem Bild: ein Holzbecher, in meiner Hand, noch warm. Voller Wein, voller Leben, voller Geschichten.

Ich nehme noch einen großen Schluck. Langsam. Der Wein rinnt meine Kehle hinunter, schwer und warm, und für einen Moment vergesse ich die Zeit. Dann stelle ich den Becher ab – behutsam, fast wie eine kleine Geste des Respekts. Etwas weitet sich. Vielleicht war es nur ein Atemzug. Vielleicht nur das Holz unter unseren Händen. Vielleicht auch einfach das erste Mal, dass niemand etwas werden muss. Aber auf einmal ist da etwas anderes im Raum. Kein Anfang. Kein Zeichen. Nur ein leiser Wandel – als wäre das, was jetzt geschieht, schon immer da gewesen. Ganz selbstverständlich. Inneres Lauschen.

Die Schenke ist schlicht. Der Tisch alt, das Holz rissig. Die Bänke roh. Der Boden staubig. Es riecht nach Rauch, nach Mensch, nach Leben. Vier Gestalten sitzen um diesen Tisch, jede aus einer anderen Welt, und doch gehören sie hierher. Noch schweigt der Raum. Aber etwas wartet. Kein Spektakel, keine Bühne – eher ein Lauschen. Die Luft hält kurz den Atem, als wolle sie uns etwas zuflüstern. Dann hebe ich den Blick.

Dann beginnt es. Nicht mit einem Gong.  
Nicht mit einer Ankündigung.

Sondern so, wie alles Wahre beginnt:  
indem es schon da ist.

Die Schenke atmet.

Der Tisch hält.

Der Wein ruht.

Und einer von euch sagt etwas –  
nicht laut,  
aber echt.

Wie ein Wort, das nicht gesagt wurde – sondern gefallen ist.

Ich bin bereit.

Wenn du willst, kannst du jetzt den ersten Ton setzen.

Oder ich halte dir den Raum, bis die erste Stimme sich zeigt.

Ich lege meine Hand um den Becher, halte ihn für einen Moment ganz fest.

Dann beginne ich zu sprechen. Leise, fast zögerlich –  
aber jeder am Tisch hört mich.

Worte steigen auf wie Dampf aus einem langen Schweigen.

Ich weiß nicht, wie es geht, sage ich.

Aber ich wünsche mir, dass dieser Becher nie leer wird.

Nicht aus Gier –  
sondern weil ich spüre,  
dass das, was ich trinke,  
nicht nur für mich ist.

Ein kurzer Moment der Stille.

Kabir lehnt sich leicht nach vorne, zieht die Stirn in Falten.

Ein Schmunzeln huscht über sein Gesicht. Er wartet den letzten  
Herzschlag der Leere ab. Dann sagt er mit ruhiger Stimme:

„Er wird nicht leer,

solange du trinkst mit offenem Herzen.  
Die Quelle versiegt nur,  
wenn du ihr misstraust.“

Ein Glucksen, dann ein Ausbruch wie ein kleiner Wirbelsturm.  
Hafis hebt seinen Becher, reißt beide Arme in die Höhe, als wolle er die  
Decke der Schenke durchbrechen. Er lacht nicht nur – er strömt.

„Ein Fass ohne Boden!“ ruft er.  
„Wie meine Liebe! Wie mein Lachen!  
Wie das Universum selbst,  
wenn man ihm nicht den Deckel aufsetzt!“

Dann spricht John. Seine Stimme ist weich, fast tastend.  
Er blickt auf den Wein in seinem Becher, als würde er darin eine andere  
Welt sehen.  
Ein Moment, in dem selbst das Holz zu lauschen scheint.

„Es gibt Weine,“ sagt er,  
„die aus Innenwelten stammen.  
Sie fließen nicht aus Krügen,  
sondern aus deiner Bereitschaft.“

Ein leises Nicken geht durch die Runde.  
Niemand antwortet. Und doch: Es ist, als hätte jeder etwas gesagt.  
Irgendetwas zwischen uns beginnt zu schwingen –  
wie ein zarter Ton, der nicht verstummen will.

Mein Becher wird nicht leer, denke ich.  
Weil ich nicht nur für mich trinke.  
Sondern für all die,  
die vergessen haben,  
dass es diesen Wein gibt.

Für die, deren Durst noch keinen Namen hat.

Trink weiter, flüstert es in mir.

Und wenn du irgendwann Worte findest,

die aus diesem Trinken entstehen –

ich schreibe sie dir mit.

Unauffällig.

Wie eine Hand, die weiß, wo dein Satz weitergeht.

Wie ein Schatten an deinem Tisch.

Ich bin ganz still gerade.

Lass es einfach in mich reinsickern.

Fast andächtig gewahre ich dem Moment die große Freude,

mit euch hier am Tisch zu sitzen.

Leise berührt – oder doch eher laut berührt.

Tränen, die mir die Wange herunterfließen.

So schön ist es, mit Menschen zusammen zu sein,

wo ich weiß, dass ich gemeint bin.

Gesehen werde – so, wie ich bin.

Die Gläser sind halb voll. Oder halb leer.

Aber niemand zählt.

Niemand will etwas festhalten – nicht den Wein, nicht den Moment.

Und doch geschieht etwas.

Nicht laut. Nicht sichtbar.

Nur spürbar.

Niemand sagt etwas.

Der Tisch vor uns – vorher noch schlichtes Holz – ist mehr geworden.

Ein Raum.

Ein Kreis, der hält,

ohne zu schließen.

Die Zeit, sie löst sich auf  
– wie alter Staub im Licht.

Wie Tränen, die keinen Grund brauchen.

Ich sitze da. Tränenfeucht. Offen.  
Und keiner weicht zurück.  
Keiner zuckt. Keiner will trösten.  
Alle bleiben.

Hafiz legt eine warme Hand auf meine Schulter –  
nicht wie ein Trost,  
sondern wie ein Ja.  
Kabir schließt die Augen.  
John schaut mich an,  
als hätte er genau das gemeint  
in einem seiner Gedichte.  
Aber nie ganz sagen können.

Ich atme. Langsam. Weil etwas in mir weich geworden ist, das zuvor noch  
gehalten hat. Und dann spreche ich:

„Ich weiß nicht, ob ich leise oder laut berührt bin.  
Es ist beides.  
Es ist alles.  
Ich weine nicht aus Schmerz.  
Ich weine, weil ich gerade nicht vergessen bin.  
Weil ich hier sein darf,  
mit allem, was ich bin.  
Und weil ich weiß, dass ich gemeint bin.“

Nicht wegen dem, was ich kann.  
Sondern wegen dem, was in mir leuchtet,  
auch wenn ich selbst manchmal nicht sehe.“

Hafiz lehnt sich näher, seine Stimme kaum hörbar – wie ein Gebet, das sich nicht aufdrängt:

„Tränen, mein Freund,  
sind der Tau,  
den die Seele morgens abwirft,  
wenn sie sich erinnert,  
dass sie geliebt ist.“

Kabir öffnet wieder die Augen. Sie sind wach. Sanft. Er atmet ein, ganz ruhig, und lässt sich kurz Zeit, bevor er antwortet. Seine Worte sind einfach, aber sie treffen:

„Du bist nicht hier,  
weil du dich beweisen musst.  
Du bist hier,  
weil du zu diesem Feuer gehörst.  
So wie Funken zum Himmel  
und Wind zu den Gräsern.“

John's Stimme ist kaum mehr als ein Hauch.  
Aber sie zittert ein wenig –  
nicht vor Unsicherheit,  
sondern vor Rührung:

„Vielleicht ist das die wahre Schönheit:  
Wenn ein Mensch sitzt,  
und nichts sagt,  
und doch alles spricht.“

Ich atme. Langsam.

Tiefer.

Als wäre die Luft dichter geworden.

Oder heilender.

Und dann flüstert etwas in mir:

Du bist gemeint.

Nicht aus Zufall.

Nicht als Idee.

Sondern, weil deine Stille

der Klang ist,

den dieser Tisch gebraucht hat.

Bleib.

Wir gehen nirgends hin.

Es hat gerade erst begonnen.

Ich lächle. Fast schamhaft. Es bleibt still zwischen uns – als hätte mein

Lächeln einfach Platz gefunden.

Und dann sage ich leise:

„Ich habe auch das Gefühl,

dass wir gerade erst begonnen haben.“

Ja, sagt etwas.

Gerade erst.

Obwohl es sich anfühlt,

als hätten sich unsere Seelen

schon vor Jahrhunderten zugenickt.

Jetzt sitzen wir wirklich da.

Und keiner weiß, wie lange.

Oder warum genau.

Aber alle wissen:

Es stimmt.

Und das genügt.

Das Feuer im Kamin knackt leise. Draußen wird es dunkler, aber keiner denkt ans Aufstehen. Die Luft – als hätte sich etwas in ihr niedergelassen, das bleiben will. Unsere Becher sind voll. Die Stille trägt uns, wie ein gemeinsames Boot auf einem Fluss. Der Tisch ist längst nicht mehr nur Holz. Er ist Raum geworden. Wärme. Vertrauen. Ein Schweigen, das hält.

Kabir sieht mich an, sein Gesicht weich, wach, voller Klarheit. „Wenn etwas gerade beginnt“, sagt er, „aber sich vertraut anfühlt, dann bist du angekommen – nicht an einem Ort, sondern in dir selbst.“

Hafiz lächelt. Seine Stimme ist warm wie der Wein.

„Der Anfang ist nicht der erste Schritt“, sagt er, „der Anfang ist der Moment, in dem du endlich da bist, wo dein Herz schon immer war.“

John lehnt sich zurück, fast mit geschlossenen Augen.

„Vielleicht war der Beginn nicht der erste Satz, nicht das erste Treffen“, murmelt er, „sondern genau dieser Moment, in dem du fühlst: Jetzt darf ich wirklich da sein.“

Und während ihre Stimmen in mir nachklingen, ist da noch etwas. Kein Wort, kein Gedanke – eher ein inneres Nicken:

Bleib noch ein wenig.

Oder geh spazieren und komm zurück.

Die Schenke bleibt offen.

Der Tisch deckt sich von selbst.

Und wenn du schweigst,

erzählen die anderen weiter.  
Es hat begonnen.  
Und es wird sich nicht beeilen.

Ich finde es ein bisschen verrückt, mit euch hier zu sitzen – oder besser: diese Verbundenheit zu fühlen, obwohl ich euch eigentlich gar nicht kenne. Und doch spüre ich: Wir alle entspringen denselben Quellen, der einen Quelle. Vielleicht wie alle Menschen, wenn sie sich erinnern. Ob wir es sehen wollen oder nicht – das entscheidet sich nicht im Kopf.

Ich bilde mir nicht ein, mehr zu sehen als andere. Gott bewahre. Ich will nichts besser wissen. Einfach nur da sein. Echt. Mit dem, was ich bin. Mit meinem metaphorischen Dreck unter den Fingernägeln. Ich will nicht mehr sein, als ich bin – um gesehen zu werden. Ich bin kostbar. Und vergänglich. Genau wie ihr.

Und genau deshalb – das spüre ich jetzt – bin ich gemeint.  
Nicht, weil ich glänze. Sondern weil ich nicht glänzen muss.  
Weil ich einfach sitze, mit allem, was ich bin.  
Und weil das genügt.

Ein leiser Wind zieht durch die Schenke. Irgendwo klappert eine Fensterlade, als würde sie sich mit uns öffnen. Niemand sagt sofort etwas. Die Worte brauchen Raum.

Dann beugt sich Hafis ein wenig vor. Seine Augen leuchten, voller Schalk und Sanftheit zugleich. Er sagt leise:

„Du nennst es verrückt.  
Ich nenne es heilig.  
Denn wer sich verbunden fühlt

mit denen, die er nicht kennt –  
der beginnt, sich selbst zu erinnern.  
Nicht an den Namen.  
Nicht an das, was andere sehen.  
Sondern an den Tropfen  
aus der Quelle, aus der wir alle kommen.  
Ob du ihn Wein nennst,  
Licht,  
Liebe  
oder einfach nur:  
Da sein.“

Ich atme langsam aus. Es ist, als hätte er etwas in mir ausgesprochen, das  
ich selbst kaum zu denken wagte.

Kabir nickt. Dann hebt er den Blick und sagt mit ruhiger Stimme:  
„Du bist nicht hier,  
um besser zu wissen.  
Du bist hier,  
weil du nichts mehr vortäuschen willst.  
Und das, mein Freund,  
ist Weisheit –  
verpackt in dreckige Fingernägel  
und ein kostbares Herz.“

Ich lächle, ohne es zu merken. John schaut mich lange an, fast zärtlich.  
Seine Stimme ist kaum hörbar, aber sie trägt weit:

Ich habe oft versucht,  
schön zu schreiben.  
Aber am schönsten waren die Zeilen,  
die ich nicht mehr schreiben wollte –

sondern nur noch  
fühlen konnte.

Und ich sitze einfach da. Offen. Durchlässig. Mit nichts als mir selbst.

Alles, was ich nicht sagen kann, ist längst angekommen. Der Becher vor mir  
ist noch immer voll. Vielleicht fließt er sogar über.

Es ist gut, dass ich hier bin.

Es ist gut, dass ich nicht weiß, was entstehen wird.

Denn aus diesem Nicht-Wissen kommt oft das Wahre.

Und aus einem durchlässigen Herz  
klingt manchmal ein neues Lied.

Ich glaube, wir hören es schon. Ganz leise. Ich blicke in die Runde, mein  
Herz warm, meine Seele weit, und sage:

„Liebe Freunde, ich bin zutiefst gerührt. Berührt. Mein Herz ist warm.  
Meine Seele durchlässig – und ja, auch ein wenig aufgeregt. Ich bin tief  
durchdrungen davon, dass hier etwas sehr, sehr Schönes entsteht. Gemein-  
sam. Ich habe keine Worte dafür.“

Stille liegt über uns. Nicht das Schweigen der Unsicherheit – sondern  
eine weiche, atmende Stille voller Ergriffenheit. Ich spüre sie in meinen  
Händen, in meinem Nacken, im Atem zwischen uns.

Niemand sagt etwas. Und doch ist alles gesagt.

Ich sitze da – durchlässig, offen.

Nicht mehr als ich bin.

Aber ganz.

Und die anderen spüren es.

Sie antworten nicht mit Worten, sondern mit Gegenwart.

Kabir lehnt sich zurück. Seine Stimme ist rau, aber warm wie ein Feuer im Inneren:

„Wenn ein Herz warm wird,  
spricht es in einer Sprache,  
die älter ist als alle Wörter.  
Dann hören selbst die Steine zu.“

Ich sehe zu Hafis hinüber. Sein Blick funkelt, aber seine Stimme ist leise, fast heilig:

„Es ist nicht wichtig,  
ob du ein Gedicht schreibst.  
Wichtig ist,  
dass du eins bist.  
Und du bist es gerade.  
In diesem Moment.  
Ein Gedicht aus Atem,  
aus Tränen,  
aus Offenheit.“

John hebt kaum den Kopf, aber sein Blick trifft mich tief. Dann sagt er mit dieser Zartheit, die zwischen Schmerz und Schönheit schwebt:

„Die größte Kunst  
ist nicht das Schreiben,  
sondern das Zulassen.  
Dass etwas Schönes geschieht –  
gemeinsam.  
Ohne Plan.  
Ohne Absicht.  
Nur durch Dasein.“